

1.

Moïse kehrte zu seinem grossen Bett zurück und warf einen Blick auf das Fenster, dessen Läden nicht geschlossen waren. **Er verweilte in der Stille, kostete** das letzte Beben seines chaotischen Traumes aus. Er folgte den Schritten von Anne-Lyse, von der Eingangstür her. Ein Stop im Salon, wo sie sich ihrer Schuhe entledigte und ihre Tasche ablegte, ein Umweg durch die Küche, in der sie ein Glas Wasser einschenkte, das Badezimmer. Sie nahm sich Zeit. Sie wusste, dass sie ihn im Bett vorfinden würde, mit glasigen Augen und Nachdurst. Er legte seinen Kopf aufs Kissen und wartete.

Er hörte sie nicht kommen. Er hob seinen Kopf und sah sie im Türrahmen stehen. Schön, gewiss, wie alle seine Geliebten. Fast transparent, der blonde Typ, mit einem bläulichen Adernetz unter der Haut. Ein hinreissender Mund, sinnlich, ihre Lippen gefüllt mit Blut. Ein Mund, der Lust machte hinzubeissen, lachende Augen. Vor einer Woche hatten sie sich kennengelernt, sechs Tage, die sie zusammen lebten. Sie liebte afrikanische Musik und

studierte vorkolumbianische Völker. Das hatte die Sache vereinfacht, überlegte Moïse. Sie lächelte ihn an, ein sibyllinisches Lächeln, das versprach alles zu wissen.

– Gut geschlafen?

Der Blick des Afrikaners verweilte auf den nackten Beinen der jungen Frau.

– Es ist zu hell, antwortete er.

– Du hast die Fensterläden nicht geschlossen.

Moïse bedachte ihre Worte mit Andacht. Sein Blick wanderte von der jungen Frau zum Fenster, ohne sie wirklich zu fixieren. Anne-Lyse setzte sich aufs Bett und umarmte ihn.

– Bist du noch müde?

– Nein. Jetzt geht es.

Er lächelte. Seine geröteten Augen schienen aus seinem Schädel hervorzutreten. Als er versuchte sich aufzurichten, würgte es ihn. Anne-Lyse stand auf und begann sich auszuziehen. Die Bluse, den Büstenhalter, und dann den Rock; alles bildete einen Haufen auf dem Parkett. Moïse beobachtete sie verschwommen. Anne-Lyse hatte einen unvergleichlich wunderschönen Busen.

– Ich werde duschen.

Sie ging.

Allein gelassen betrachtete Moïse sich lange im Spiegel am Fussende des Bettes. Er fand sich finster, schaffte es dennoch aufzustehen ohne sich zu übergeben. Schwankend erreichte er die Toilette. Seinen Kopf über der Schüssel entledigte er seinen Magen von allem, was dort zurück geblieben war, um sich dann geführt vom Rauschen der Dusche ins

Badezimmer zu begeben. Er hielt seinen Kopf unter den Wasserhahn des Waschbeckens und verharrte mehrere Minuten, wartete, dass die Erinnerung wiederkehren würde. Und er erinnerte sich. Seit einer Woche ging er mit Anne-Lyse aus, und seitdem war nichts Gutes geschehen. Dieses Mädchen war zu stark für ihn. Es brauchte zu viel Energie um sich richtig zu kleiden. Die Geschichte mit den Fensterläden, die sie sich demonstrativ geweigert hatte zu schliessen, war ein Eingeständnis gewesen. Eine schnelle Inventur hatte ergeben, dass sie nie wieder einen Fuss in sein Appartement setzen würde. Im Grossen und Ganzen hatte er vier Shorts, sechs Paar Schuhe, drei Unterhosen, drei Hosen, fünf Hemden. Aber das Spiel war nicht der Mühe wert, er musste sich damit abfinden. Gegen ein letztes Mal zum abgewöhnen hätte er zwar nichts einzuwenden gehabt.

Moïse öffnete seinen Schirm und schimpfte über den Regen. Er hatte lange gezögert, ob er seine schwarzen Wildlederschuhe, die das Wasser fürchteten, wählen sollte, war aber schliesslich der Versuchung erlegen sie passend zu seinen Leinenhosen auszusuchen, um sich stark zu fühlen und nicht zum Geisel von Anne-Lyse machen zu lassen. Er suchte Unterschlupf im Café auf dem Platz und bestellt eine heisse Schokolade. Er hatte Horror vor Kaffee.

Dieser Ort war fast leer um diese Zeit – 11 Uhr morgens – und der Kellner liess nicht lange auf sich warten das Bestellte zu bringen. Ein kleiner, runder Rothaariger mit einnehmender Miene, bei dem das Lächeln einer Einladung zu einem Gespräch über die Missgeschicke des Regens einlud. Moïse dankte trocken und hielt sich offensichtlich kurz. Ihm war nicht nach humorvollen Geplauder. Er trank seine Schokolade, zahlte und ging. Pech für seine Schuhe.

Das war doch die Höhe, diese Eigenschaft der Jahreszeiten sich in aller Ruhe zu verändern. In Afrika, zumindest, hatte die Sonne das Sagen. Schönes Wetter war kein überflüssiges Wort. Der Sommer, nichts anderes als eine trockene Version, nicht viel weniger warm, nur feuchter, korrespondierte immer mit dem Satz, dass man ein Recht hätte sich einen Sommer zu machen. Er beharrte übrigens auf dieser Dualität der Jahreszeiten, wie das Versprechen eines Gleichgewichts. Die Beständigkeit eines natürlichen Rhythmus, den nichts erschüttern konnte. Moï-

se liebte sich an diese Szene zu erinnern, das einzige Andenken an Afrika, das er akzeptierte, ein warmer und fröhlicher Regen, der wie wild auf das Dorf herabstoste. Kinderbanden, die rannten und tanzten und dabei störten. Statt eines solchen Festes der Sinne, verdamnte euch der Pariser Regen dazu zu beben und in Traurigkeit zu meditieren. Hör damit auf! sagte sich der junge Mann mit Humor. Überlasse diesen Zirkus den anderen, deinen Bewunderern. Verschone mich doch mit dieser billigen Lyrik.

Er hatte seine achtundzwanzig Jahre zwei Tage lang gefeiert, im Appartement von Anne-Lyse. Er hatte sich mit einer Salami, einem in Scheiben geschnittenen Roggenbrot und fünf Liter Bourgueil eingeschlossen und seinen Geburtstag gefeiert, der nichts als die Bitterkeit der Leere hinterlassen hatte.

Schon als Kind hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen Geburtstagsfeiern, die er als ein Martyrium betrachtete. Er hatte sich nie an die Idee gewöhnen können, dass ein intelligentes Wesen seinen Tod auf die Weise feiert, wie sie die naive Freude der Menschheit charakterisiert. Spiegelt nicht jedes zusätzliche Jahr etwas anderes als das unabwendbare Älter werden, den Verfall wider? Den Geburtstag zu feiern war wie den Countdown zu zelebrieren, was eigentlich die eigene Zerstörung bedeutete: das war obszön.

Seit seiner Ankunft in Frankreich, hatte Moïse beschlossen hin und wieder ein Picknick zu veranstalten, um sich vor Augen zu führen, dass er nichts

daran ändern konnte. Er feierte seinen Geburtstag ohne die ganze Wahrheit preiszugeben. Er, der im Mai geboren war, gab vor mal Steinbock mal Skorpion mal Krebs zu sein, und lachte über die Bestimmtheit mit der die Mädchen Charakteristiken des jeweiligen Sternzeichens in ihm wieder zu erkennen meinten. So hatte er auch im vorhergehenden Jahr seinen dreissigsten Geburtstag gefeiert, mit all dem dekadenten Prunk ohne den er das wahre Leben nicht begreifen würde. Er hatte Étienne gebeten der Meister der Zeremonie zu sein und dafür ein Schloss am Rande von Paris gemietet. Zu dieser Gelegenheit liess Étienne alle Randgruppen dieser Erde kommen und Moïse glaubte einige Clochards der Bastille wiedererkannt zu haben, die der Philosoph wie in einem realistisch dargestellten Bild aufzubieten wusste. Moïse hatte getanzt, getrunken, und mit der Unbeholfenheit derjenigen gespielt, die in Kamerun von ihm als den Weissen redeten: die schlimmste aller Beleidigungen.

Er spielte. Alles, und insbesondere die Widersprüche von denen, die ihm die Möglichkeit gaben es zu tun. Unberechenbar amüsierte er sich Verwirrung zu sähen in ruhigen Geistern mit gesetztem Bewusstsein. Daraus bestand sein Konzept des Lebens. Das einzige Lebenskonzept von dem er akzeptierte niemals abzuweichen: die anderen auf ihre einfache Realität zu reduzieren. Er machte sie zu Zuschauern seiner Unverfrorenheit, seiner Macht.

Das Leben war ein ewiger Konflikt zwischen ihm und der Welt, aus der man unbedingt als Sieger hervorgehen musste. Verraten, verleugnen, lügen.

Egal was schliesslich herauskam. Moïse hatte seine Lebensweisheit für immer gefunden «das Ende rechtfertigt die Mittel». Mit der Ausnahme, dass er dem Ende, das einen dazu verdammt loyal zu sein und sich in bestimmter Weise zu verhalten, per se misstraute, weil man sich der Gefahr aussetzt früher oder später entlarvt und in das gleiche Register geschoben zu werden. Mireille hatte ihn am Anfang gebeten im einfachen Rassenkonflikt maskiert vorzugehen. Ein Konflikt Schwarz/Weiss. Sie hatte Moïse unterstellt den sinnlosen Kreuzzug auf ihre Kosten zu führen, da sie nichts als Anerkennung von Schwarzen kannte. Voll und ganz menschlich. Man musste bei dem Kameruner alle seine rhetorischen Fähigkeiten einsetzen um ihm klar zu machen, dass es nichts war. Dass diese Art des Kampfes zwangsläufig impliziert, dass derjenige, der ihn führt, unsicher ist.

– Wenn ich an einem Komplex leide, sagte er schliesslich, wäre es sicherlich derjenige der Überlegenheit. Ich bin eine Art unantastbare Spezies. Ich habe weder Kampf noch Credo. Ich bin frei, total.

Er hatte für nichts anderes gekämpft als für sich selbst. Das war, gemäss ihm, der einzige Beweis für Intelligenz, die dem Mensch gegeben war.

Er eilte auf die Avenue, in Richtung des Arc de Triomphe. Er war einer der wenigen Personen in diesem Regen, der sich aggressiv verdoppelt hatte.

Es gab da dieses Rendezvous mit Sylvie. Die neugierige Sylvie. Eine Mischung aus ätzender Intelligenz und Naivität. Kennengelernt hatte er sie in einer Bibliothek im 15. Arrondissement, Abteilung Humanwissenschaften. Neben Melanie Klein liebte sie die neuen Romanschriftsteller, verehrte Sollers, aber nicht bindend. Was für eine witzige Idee ! Frauen generell erlebten Schadenfreude diesen Verführer in die Klemme zu nehmen. Zu selbstsicher, sagten sie. Zu arrogant. Nicht gesund. Sie hatten sich beim Drugstore l'Étoile verabredet, um 13 Uhr. Alles war sehr schnell geschehen, und, ohne seine achtundzwanzig Jahre und durch die unangenehme Anwesenheit von Anne-Lyse, hätte Moïse schon am Abend vorher das feste Fleisch vernascht, das den Blicken spottete. Er lächelte. Alles würde bald in Ordnung sein.

Sylvie beschäftigte sich mit der PR einer Filmproduktionsfirma. Wie zu hören, oder zumindest zu erraten, war kannte sie Ganz Paris des Kinos.

Der Regen überschwemmte die Hauptstadt. Eine Flut. Vierzig Tage und vierzig Nächte. Etwas, worüber sie vielleicht reden würden. Von der Bibel, und der Mystik der Menschheit. Die Flucht nach vorn, mehr und mehr Richtung hinfälliger Glaubensbekenntnisse. Über die Ära des Betons und der

Atombombe, wie der Mensch sich mit der Meditation über die Existenz oder Nichtexistenz von Gott noch zufrieden geben konnte? Sylvie war Jüdin. Das könnte lustig werden.

Seine Wilderlederschuhe waren verloren. Reif für den Müll. Sie waren knapp einen Monat alt. Siebenhundert Franc aus einem exzellenten Schuhgeschäft. Geschenk.

Der Place de l'Étoile war wie immer überfüllt mit Autos. Ein nasses Hupkonzert. Von Avenue zu Avenue gelangte Moïse zur Champs-Élysée. Es war noch nicht einmal viertel vor zwölf. Es regnete. Er stellte sich bei einem Kino unter, in welchem *Passion* von Godard lief.

Das war, was er brauchte. Anne-Lyse meinte jene Filme, die sie als pseudo intellektuell bezeichnete, nicht ausstehen zu können. Godard ist ein Betrüger, sagte sie. Allein diese Aussage reichte aus zwischen Moïse und dem Cineasten eine unausweichliche Beziehung zu kreieren. Darüber hinaus vermutete der Afrikaner, dass der Revolutionär der *Novel Vague* den Mund der Welt vögelte, was ihm nicht missfiel. Diese ganze Mode der intellektuellen Sache zu höhnen, trotz der Verbreitung von Schriften mit mehr oder weniger guter Qualität zur Verteidigung der Sache, die in Frage gestellt wird, ärgerte ihn. Es gab nichts schwachsinnigeres als die Mode.

Er bezahlte dreiunddreissig Franc. Der Saal war leer, nur ein altes Paar, das seine Rente umsetzte. Perfekt um sich zu beruhigen, versuchen sich zu vergessen. Aber wie vergessen, wenn man sich liebte wie man sich liebte?

Werbung lief über die Leinwand. Schokolade, Hosen, Alkohol. Pause. Die Platzanweiserin verkaufte ihm eine Schachtel mit Nusschokolade. Moïse packte das Paket aus und machte genug Lärm um damit seine Nachbarn zu verstimmen. Der Schwarze kam wieder zu sich. Sein nasser Regenmantel verströmte einen unangenehmen Geruch von gebratenem Hähnchen.

Der Film begann. Fragestellungen über Kunst, Gewerkschaften, Feminismus. Moïse konnte sich nicht erinnern wovon der Film handelte. Im Einfluss der schönen Bilder, die Godard bot, entglitten ihm die Gedanken und nahm so seine Konversation mit Sylvie vorweg. Um die Wahrheit zu sagen, die einzige Tatsache, der er eine gewisse Wichtigkeit widmete, war die, dass er in eineinhalb Stunden das Kino verlassen würde. Der Afrikaner liebte es seinen Freunden zu erklären, dass eine Frau, die wartete, eine besiegte Frau war. Es war ihm egal Sylvie zu haben oder nicht. Es war ihm egal, ob er ein Mädchen verlor. Sie waren ersetzbar wie Taschentücher oder Schuhe, auch wenn sie aus schwarzem Wildleder waren.

Es hatte aufgehört zu regnen. Es war fast schön. Moïse fühlte eine Veränderung in sich, als wenn das Ende des Regens mit dem Eintreffen eines unvermeidlichen Szenarios, in dem er eine vertraute Rolle spielte, wie zufällig zusammentraf. Er überquerte die Avenue und pfiff einen alten Chanson von Joe Dassin. Er zögerte einen Moment bevor er die Tür zu dem Drugstore aufstieß. Dann – er fühlte einen Blick auf sich ruhen – trat er ein. Sylvie war schon

da und ass ein Lendenstück mit Schalotten zu Mittag.

– Guten Tag, sagte sie fröhlich. Ich habe nicht auf Sie gewartet. Ich hatte zu grossen Hunger.

Moïse starrte sie lange an. Grauer Anzug, tadellos, kurze Haare, leicht gewellt, haselnussfarbene Augen, die Nase ein wenig lang und scharf (überhaupt nicht jüdisch), roter Mund, volle Lippen.

– Es tut mir leid, stiess er aus, so wie wenn man ein paar Würfel auswirft. Ich hatte Lust mir einen Godard anzuschauen, der gegenüber lief.

Er setzte sich und brauchte endlos lang sich seines Regenmantels zu entledigen.

– Du bist ein Flegel! Sagte die junge Frau, ohne Überzeugung.

Der Kameruner unterdrückte ein abgestumpftes Seufzen. Das war entschieden zu einfach.

– Woran denken Sie?

Eine der sichersten Waffen von Moïse war diese Kraft, mit der er in der Lage war sich in ein Schweigen zu versenken, das ganze Stunden dauern konnte. Er betrachtete Sylvie, lächelte.

– Ich frage mich, wie lange ich wohl brauche bis Sie es geniessen werden.

Das junge Mädchen errötete und wischte abwesend ihren Mund ab. Moïse erhob sich und legte eine 100 Franc Note auf den Tisch.

– Gehen wir? Ich lade dich ein.

Sylvie sah ihn lange an, ohne sich zu bewegen. Als ob sie zögerte irgendeinen Unsinn zu machen. Der Afrikaner streckte ihr seine Hand entgegen, die sie schliesslich nahm.

Sie bummelten nicht lange im Quartier herum.

Es war eine kleine zwei Zimmer Wohnung, die ganze Länge, in der sechsten Etage ohne Lift in einem noblen Gebäude. Moïse lief voran, ohne sich mit Sylvie zu beschäftigen, die Mühe hatte ihm zu folgen. Er liebte die Stärke seiner physischen Gesundheit. Vor nicht all zu langer Zeit hatte er seine Muskeln aufgebaut. Er erreichte den sechsten Stock ohne zu verlangsamen, während Sylvie noch im dritten war, liess die Tür zum Appartement angelehnt, zog seinen Regenmantel aus, den er auf den Teppich im Schlafzimmer warf.

Sylvie fand ihn in dem Zimmer vor, das als Esszimmer diente, wo er sich mit den Schallplatten beschäftigte, die einen grossen Teil der Wand bedeckten. Sie stellte ihre Handtasche in eine Ecke, setzte sich auf eins der zahlreichen Kissen, die das Zimmer füllten.

– Es ist schön bei Ihnen...

Moïse antwortete nicht. Es schien die Schallplatte, die er suchte, gefunden zu haben. Er legte sie auf und kam schliesslich zurück.

– Haben sie mit mir gesprochen?

– Ich habe gesagt es ist schön bei Ihnen.

– Warum glauben Sie es sei meine Wohnung?

Der Salon von Mireille war mit hellem Holz möbliert, angeblich schwedisch, mit grossen Kissen aus farbiger Wolle, weder Tisch noch Stühle.

– Sie haben recht, folgerte Sylvie. Sie passt überhaupt nicht zu Ihnen.

– Und doch bei mir.

Die junge Frau warf ihm einen raschen Blick zu und erhob sich. Sie hatte einen Bilderrahmen auf

einem der Lautsprecherboxen entdeckt. Auf dem Foto, Mireille in Kenia, ein Safarifoto. Und eine Widmung: «Für Moïse, meine ewige Liebe.»

Sylvie betrachtete die Fotografie lange, stellte dann den Rahmen wieder zurück auf seinen Platz. Die Spielregeln schienen deutlich gesetzt. Der erste, der redete hatte verloren. Nur die Problematik blieb unklar. Sylvie begab sich in den Salon, berührte die Objekte, verharrte eine zeitlang vor einem Stapel Postkarten, den sie sich hütete durcheinander zu bringen, erreichte den Korridor, wo sie sich in Komplimenten für die Bibliothek verlor.

– Werden Sie mich besuchen?

Der Afrikaner fixierte sie, die immer mehr ein Opfer darstellte.

– Ich habe die westliche Heuchelei nie verstanden. Ich hätte gesagt: gehen wir ins Zimmer. Ich habe Lust auf Sie. Sie haben gesagt: Werden Sie mich besuchen? Das ist offensichtlich stärker. Sie sind stärker im Heucheln.

Sylvie errötete heftig, nahm den Weg zu Tür. Moïse hatte die Fliege gefangen.

– Wohin gehen Sie?

Er amüsierte sich. Er wusste sobald Sylvie nackt sein würde, wäre das Eis durch seinen Charme gebrochen. So erweiterte er dieses Vorspiel, das anfang sich in die Länge zu ziehen, ins Unendliche. Das Prinzip dieser Erwartung zwischen der grössten und der geringsten Begierde schwankend, erregte ihn. Zum Beispiel war er sich bewusst, das die Augen mit denen Sylvie ihn fixierte nichts mit denjenigen zu tun hatten, mit denen sie ihn einen Flegel genannt

hatte. In diesem Moment hasste sie ihn. Mit Mühe ertrug sie den Kontakt dieser Hand, die ihren Arm hielt. Er musste sie sogar ein bisschen schieben. Nur ein wenig weiter. Er legte ausgesprochenen Wert auf die Dosierung widersprüchlicher Effekte.

– Wohin gehen Sie?

– Lassen Sie mich. Ich bin nicht verantwortlich für Sie. Sie sind ein Trottel.

Er liess sie los. Einige Sekunden lang war sie verzweifelt, wusste nicht wie sie reagieren sollte, dann entschloss sie sich zu gehen. Im Geist verfolgte Moïse ihre Schritte im Korridor. Er stellte sich vor wie sie im Salon ihre Tasche nahm. Er sah sie zum Ausgang gehen, spürte ihre Hand, wie sie auf dem Türgriff ruhte. Sie hatten den entscheidenden Moment erreicht. Die Sekunde in der sich alles wenden könnte, zur Qual eines unvollendeten Werkes, oder in das Vakuum eines fertig gestellten Gemäldes. Die Tür öffnete sich. Er sprach mit geschwächter Stimme, fast aufrichtig.

– Sylvie. Geh nicht.

Schweigen. Er konnte an ihrem Ort leben, für sie dieses letzte Zögern. Die Tür schloss sich wieder. Moïse war wild erregt. Er hörte das etwas auf den Boden fiel, ihre Handtasche. Sylvie begab sich in den Korridor. Ihr Bild löste sich vom Rahmen der Schlafzimmertür. Sie zog ihren grauen Hosenanzug aus, ihre Augen umnachtet, wie unter dem Einfluss einer Hypnose. Der Kameruner schaute sie an, sah, genoss die Frau, deren Körper sich nach und nach seiner Begutachtung hingab. Als sie vollständig nackt war, konnte er sich nicht mehr regen. Mit

übertriebenen Voyeurismus analysierte er alle Konturen ihres Körpers, ihren Busen, ihre Beine, lang und etwas zu muskulös, ihre Schamhaare, die dank einer erfahrenen Kosmetikerin ein perfektes Dreieck bildeten. Sie wusste, dass sie schön war. Sie brauchte keine Bestätigung.

– Gefalle ich dir?

Moïse zögerte.

– Begrenzt. Ich habe schon immer das westliche Schönheitsideal in Frage gestellt. Eure Männer lieben die Frauen für ihre Haut auf den Knochen. Ich bin Afrikaner. Ich liebe die Frauen mit mütterlichen Brüsten. Mit breiten Hüften. Mit immensen Gesässen...

– Idiot!

Er lächelte. Sie geht zu ihm und beginnt ihn auszuziehen. Sie liebte diese Art seinen eigenen Worten niemals die geringste Bedeutung zu gewähren. Sie vermutete, dass er fähig war sich in ein und derselben Diskussion anhand von zehn widersprüchlichen Thesen zu verteidigen. Sie liebten sich auf dem nassen Regenmantel, der immer noch den beissenden Geruch von gebratenem Hähnchen hatte.

Moïse raffte sich aus seiner Lethargie auf. Er liebte nichts mehr als nach der Liebe ein kleines Nickerchen zu machen. Sylvie war nicht mehr an seiner Seite. Er stand auf und erkundete das Appartement. Er fand die junge Frau im Salon vor. Sie hörte eine Schallplatte von Barbara. Er hasste es, dass sie, den rosa Bademantel von Mirelle angezogen hatte. Er hasste vor allem diejenigen Frauen, die die Notwendigkeit verspürten ihr Territorium zu markieren, sich der Plätze zu bemächtigen, die bereits besetzt waren. Sylvie gewährte ihm ein Lächeln, das er nicht erwiderte. Genau in diesem Moment wusste er, dass er sie nie wieder sehen würde.

Er liebte es nackt zu sein. Er liebte dieses Auge, das nicht anders konnte als wieder auf seinem Körper zu landen. Er blieb reglos, mitten im Raum, dachte an nichts. Sylvie sprach die Worte aus, mit denen sie sich selbst hinauswarf.

– Wer ist diese Frau?

Moïse warf ihr einen kritischen Blick zu.

– Warum?

– Einfach so. Um es zu wissen.

– Bildest du dir etwa ein, allein die Tatsache, dass wir es miteinander gemacht haben, gäbe dir das Recht etwas über mein Privatleben zu erfahren?

Sylvie wurde knallrot.

– Sie ist meine Frau. Übrigens, es wird spät. Ich glaube es ist Zeit, dass du gehst.

– In Ordnung, sagte die junge Frau nach einigem Überlegen. Nach diesem Lied.

Es war Nantes. Das Lieblingslied von Mireille.

Als die letzten Töne der Klaviers verklungen waren, sprang Sylvie auf und verschwand im Badezimmer.

Etwas später, als sie die Eingangstür öffnete, versprach sie Moïse seine Telefonnummer nicht zu verlieren. Das letzte Versprechen. Kaum war sie draussen, fand er ihre Visitenkarte, die sie ihm in der Bibliothek, im 15. Arrondissement, Abteilung Humanwissenschaften, gegeben hatte, in unzählige kleine Stücke gerissen.

Als er den Salon wieder erreichte, erblickte der Afrikaner gut gelaunt das Foto von Mireille bedächtig auf der Lautsprecherbox platziert. Er nahm es aufmerksam in die Hand, betrachtete es, brach in Gelächter aus, während er es mit Küssen überdeckte.

Mireille war wie eine Schwester für ihn. Die einzige Frau neben der er im Bett liegen konnte ohne zu kopulieren. Sie war Gold wert. Sie hatte ihn niemals nach irgend etwas gefragt, und trotzdem er sie verdächtigte ihn im Geheimen zu lieben, wusste er, dass er es geschafft hatte nie etwas zurückzahlen müssen. Sie war nicht wirklich schön, aber auch nicht hässlich, weder klein noch gross. Sie lebte ihr Leben als Sekretärin wie ein Abenteuer, das sie wusste nach Belieben einzusetzen. Ich arbeite um zu reisen, sagte sie oft. Und tatsächlich verbrachte sie ihr Leben im Flugzeug zwischen Kairo und Timbuktu. Sie liebte es, wenn Moïse ihr von seinen Abenteuern erzählte. Sie sah ihn wie einen Gott, ein seltenes Wesen. Sie schwärmte, doch so schüchtern, von seinem Talent mit dem er an jenen Abenden, an denen so viele schöne, intelligente, wichtige Men-

schen versammelt gewesen waren, brillierte. Und, paradoxerweise, zögerte sie nicht ihm zu sagen, wenn sie der Auffassung war, dass er Grenzen überschritten hatte. Sie schmolten wie ein altes Ehepaar, und nach einigen Tagen, war Moïse gezwungen vor der Hartnäckigkeit seiner Freundin zu kapitulieren. Sie duschten zusammen. Mireille seifte den ganzen Körper von Moïse ein und mokierte sich über seine Erektionen. Sie lebten ihre Leidenschaft, ihre geschwisterliche Liebe, am subtilen Limit des Inzests. Jedes mal wenn er versuchte ihr zu sagen, dass sie die einzige intelligente Person sei, die er kenne, bat sie ihn darum aufzuhören sich über ihn lustig zu machen. Keiner unter seinen Freunden in Paris wusste von ihrer Existenz. Er zog sich bei ihr zurück um unterzutauchen ohne eine Spur zu hinterlassen, und wieder aufzutauchen umgeben von einem neuen Geheimnis. Er liebte es sich in diesem Teenager Dekor alleine wieder zu finden, die Regale, die den endlosen Flur füllten, zu berühren, die faden Schallplatten zu hören, die unermüdlich von Revolution und Gerechtigkeit sprachen. Das Schicksal der Mädchen, die er mitbrachte, war im Voraus besiegelt. Nie könnte er es ertragen eine Beziehung weiterzuführen, einen der nichtssagenden Flirts, mit denen er sich auf der Matratze auf dem Boden im Zimmer liebte, auf den Laken, die nach Lavendel rochen, die Mireille nie vergass damit zu besprengen. Mireille war wie eine Schwester für ihn. Sie war die Schwester. Der Bruder. Die zahlreiche Familie, die von ihrem einzigartigen Kind träumt. Er stellte das Portrait mit grosser Vorsicht zurück auf seinen ur-

sprünglichen Platz.

Der Tag ging langsam zu Ende. Moïse öffnete das Fenster des Salons das zur Rue Tocqueville führte. Von dort konnte er nichts anderes als gewahr werden, wie die Autos dahin zogen. Die Luft war süß. Der Frühling, trotz des Scherzes, den der Regen sich erlaubte den Parisern zu spielen, war sehr wohl da, mit seinem Mass an Düften und Pollen. Moïse atmete den Geruch des Gases, den Duft der Strasse. Eine Frau, auf der anderen Strassenseite, amüsierte sich jedes mal wenn sie ihn nackt durch die Wohnung laufen sah. Sie wendete eine unendliche Anzahl von Kriegslisten an um sich nicht bemerkbar zu machen, aber bereits vom ersten Tag an, hatte Moïse sie entdeckt. Zwischen der Fünfzigjährigen und dem Afrikaner, hatte sich eine Art Spiel eingeschlichen, bei dem keiner sicher sein konnte, wer im Vorteil war, weil nicht ausgeschlossen wurde, dass die Frau wusste, das sie gesehen wurde. Moïse liebte es betrachtet zu werden und diese Frau liebte es ihn zu betrachten. Sie legten beide Wert darauf.

Die Klingel ertönte wieder, und diesmal hörte Moïse diese. Mechanisch blickte er auf die Pendeluhr, die oberhalb des winzigen Kamins angebracht war: sechs Uhr. Bereits. Er warf sich einen Lendenschurz um und öffnete Étienne, der Direktor seines Bewusstseins. Nur er wusste von seinem Unterschlupf. Nur er teilte zusammen mit Mireille das Privileg das korrekte Geburtsdatum des Kameruners zu kennen. Nur ihm allein konnte er Dinge sagen, von denen nicht einmal Mireille zu hören bekam.